

In der Welt verloren.

Roman von Fedor v. Zebellik.

(1. Fortsetzung.)

Schweigend hatte Clelia zugehört. Sie lag bewegungslos wie eine Statue auf den Holzstufen, nur die herabhängende rechte Hand vibrierte leise, als sie mit weichen Klängen in der Stimme erwiderte: „Ihre Worte bewegen mein Herz, denn seit langen Jahren ist mir niemand in den Weg getreten, dessen Empfinden eine Harmonie in meiner eigenen Brust erweckt hätte — Sie sind von jenem Zeitpunkte ab, da das Geschick mich zwang, meine Zukunft fremden Händen anzuvertrauen, der erste, dessen Gefühl ich vertheile, weil sie den meinen entsprechen. Ich wußte das vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an, und eben dieses, so möchte ich sagen instinttive Bewußtsein war der Grund, daß ich Sie näher an mich heranzuziehen versuchte.“

Sie brach ab, schöpfte tief Athem und begann dann hastig von neuem: „Es giebt vielleicht eine geheimnißvolle Macht, die von Seele zu Seele spricht, die uns befähigt, im Herzen derer zu lesen, zu denen wir uns hingezogen fühlen. Ich wußte damals schon, daß Sie an dem gleichen inneren Zwiespalt leiden, der mir das Leben verbittert. Nur ich es für mich zu spät geworden, mich selbst zu befreien, während es Ihnen, der Sie erst vor kurzem sich unserer Bewegung angeschlossen haben, leicht werden würde, die Ketten wieder von sich zu schütten!“

Eine abwehrende Handbewegung Clerias ließ Clelia verstummen. „Wer sagt Ihnen, daß ich das will?“ fuhr er auf. „Halten Sie mich doch nicht für einen phantastischen Weltverbesserer, der sich aus Begeisterung für die Leiden des Volkes einer Bewegung angeschlossen hat, die auf nachhaltige Erfolge nun und nimmer rechnen kann! Ich will die Welt nicht bessern, und um den Hunger des Proletariats kümmere ich mich wenig! Was ich will, ist der Ruin der Gesellschaft! Ob dann aus dem Chaos ein neues, besseres Geschlecht erwächst — das gilt mir gleich! Wäre ich aus politischen Gründen jener sozialen Gemeinschaft, in die meine Geburt und mein Bildungsgang mich hineinweiht, entfallen, dann hätte ich mich sicher Elementen angeschlossen, die praktische und doch idealere Ziele verfolgen, als jene wackelige Gesellschaft, zu deren Mitgliedern nun auch wir zählen! Das aber wollte ich nicht — der Inhalt meines Lebens ist die Rache!“

Er hatte sich erhoben und schritt unruhig im Zimmer auf und nieder. Seine Brust hob sich schwer und finstere Falten lagen auf seiner Stirn. „Sie sind aufgeregt, lieber Freund“, erwiderte Clelia ruhig. „Ist das Gefühl der Rache und der Vergeltung denn wirklich so übermächtig in Ihnen, daß es alle edlen Regungen Ihres Herzens überbieten kann?“

„Clelia, quälen Sie mich nicht“, gab er leidenschaftlich zurück. „Wüßten Sie nur, was ich erduldet und gelitten habe! Man hat mir das Herz zerfleischt, hat mich moralisch und physisch zu vernichten gesucht — um elenden Geldes willen! Und ich sollte jene erbärmliche Welt, in der man aus niedrigstem Eigennutz zum Brudermörder wird, nicht hassen?“

Ein seltsamer Zug umspielte den Mund des schönen Weibes, als sie leise entgegnete: „Wäre ich Ihre Genossin, wenn nicht auch ich gelitten und gebüdet hätte? Es wäre vergebliche Mühe, zu untersuchen, wer von uns beiden der glücklichere ist, Sie oder ich. Fast glaube ich: Sie, denn Sie sind noch frei in Ihrem Thun und Handeln, während ich nicht mehr Herrin über mich selbst bin, seit ich Mitglied des Bundes geworden bin.“

„Aber gehöre nicht auch ich dieser Gemeinschaft an?“

„Gewiß, doch wer hindert Sie die loseren Fesseln abzustreifen? Die tolle Eidesleistung? Sie sind doch zu verständig, sich durch diesen Rinderspott binden zu lassen. Oder etwa die Furcht? Sie sind zu tapfer, nicht der Verfolgung seitens der Bundesbrüder zu lachen. Sie sind unbeschränkt frei, wenn Sie es sein wollen — ich nicht! Ein unfelices Verhängnis hat mich zum willenlosen Werkzeug Laczarowski's gemacht; er kennt den Fluch meines Lebens und nützt diese Kenntnis aus, mich in vollständige Abhängigkeit zu bringen. Das ist der Unterschied zwischen Ihnen und mir.“

Er hatte sich wieder niedergelassen. „Was nützt's darüber zu rechten, wer der Freiere ist“, antwortete er. „Sklaven sind wir alle, und ein Sklave höherer Gestalten ist jener unheimliche Laczarowski selbst!“

Clelia fuhr auf, und ihr blickendes Auge richtete sich mit seltsamem Ausdruck auf Erich.

„Ist es nicht menschenwürdiger, sich mit kraftvoller Energie aus diesen unerträglichen Verhältnissen herauszureißen, um fern von hier, in freieren Landen, ein besseres Leben zu beginnen?“ rief sie. — „Erich, ich flehe Sie an: lassen Sie sich nicht von Laczarowski beherrschen, fliehen Sie ihn

und seine furchtbaren Genossen, so lange es noch Zeit ist!“

Mit wachsendem Staunen hatte Erich den von Leidenschaft getragenen Worten Clerias gelauscht. Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf. Wer bürgte ihm dafür, daß dieses Weib nicht eine Spionin im Dienste Laczarowski's war, abgesehen, ihn selbst und seine Gefinnungen listig zu erforschen?

Er griff nach seinem Hute. „Sparen Sie Ihre Worte, Clelia“, entgegnete er, sich erhebend, eilig kalt; „ich bin zu alt geworden, um meine Entschlüsse und Pläne von Stunde zu Stunde zu ändern. Leben Sie wohl!“

„Erich — ein Wort noch!“

Clelia rief das laut. Sie glitt von der Chaiselongue und trat dicht vor ihn hin.

„Ein letztes Wort“, flüsterte sie. „Sie misstrauen mir, nicht wahr? Ich ertrage das, so sehr es mich schmerzt, aber ich will Ihnen einen Vorschlag unterbreiten, der Ihr Mißtrauen zerstören wird. Ich will mit Ihnen fliehen, wohin Sie wollen! Auch ich sehne mich aus dieser gräßlichen Abhängigkeit hinaus in die Freiheit, aber ich fand allein nicht den Muth, meine Fesseln zu zerreißen. An Ihrer Seite trotz ich jeder Gefahr. Lassen Sie uns gemeinsam flüchten, noch heute Nacht, gleich, wenn Sie wollen, ich bin bereit! Seien wir auch jetzt treue Genossen, Erich — willigen Sie ein!“

Halb fragend, halb befehlend und doch unendlich angstvoll klangen diese letzten drei Worte. Erich schaute auf das verführerische Weib herab, und ein heißer Schauer überrieselte ihn. Nein, sie lag nicht. Das war die Stimme sehnsüchtiger Liebe, die aus ihr sprach. Er hätte nur die Arme zu öffnen brauchen, und sie wäre an seine Brust gesunken.

Doch seltsam, wie sein Blick oft traurig und wehmüthig ihr blaßes Gesicht streifte, schien es ihm plötzlich, als tauche hinter ihr ein zweites bleiches Antlitz auf und schaute ihn vorwurfsvoll an. Und im selben Augenblicke flammte eine tiefe Wöthe über die Wangen Erichs und mit rauher Gebärde trat er zurück. Wie eine Mahnung aus anderer Welt überkam es ihn.

„Lassen Sie mich, Clelia“, sagte er, „und quälen Sie mich nicht! Ich habe einer Sterbenden geschworen, sie an der Welt zu rächen, und ich werde meinen Schwur halten.“

Er grüßte sie tief und ging.

3. Kapitel.

In einer der schmalsten und unreinlichsten Treppentritten, die vom Corso Vittorio Emanuele in Neapel nach der Strada Toledo hinabführen, stand bis vor Jahresfrist ein merkwürdig gebautes Haus. Es hatte nur drei Fenster Front, erreichte aber eine Höhe von fünf Stockwerken, so daß es fast wie ein Thurm ausfiel.

Das wunderliche Haus wurde, mit einer einzigen Ausnahme, nur von armen Leuten bewohnt, denen es gleich war, ob ihnen der Rauf von der Dede fiel und ob in den Fußböden ihrer Zimmer grobe Löcher klasten, in denen die Mäuse Unterschlupf suchten. Die erwähnte einzige Ausnahme war der Meister der ersten Etage, ein Doktor Angelo Rocera. Doktor nannte er sich selbst, trotzdem es sehr zweifelhaft schien, ob er berechtigt war, diesen akademischen Titel zu führen.

Rocera war „Volksanwalt“ — das heißt, auch diese hohe Würde hatte er sich eigenhändig zugelegt. Von der wärmlichen Thüre seiner Wohnung konnte man alle seine Talente und Fähigkeiten ablesen; dort war nämlich mittels vier Keisnägeln ein Blatt Kartontpapier befestigt, das in sogenannter Rundschrift und zwar sehr sauber ausgeführt, folgende Firma trug:

Dr. Angelo Rocera,

Advokat.
Rath und Hilfe in allen juristischen Angelegenheiten.
Führung von Prozessen.
Anfertigung von Vertheibigungen, Gesuchen, Bittschriften und sonstigen Arbeiten dieser Art, Honorar mäßig.

Darunter waren noch die Sprechstunden angegeben, außerdem aber befand sich in einer Ecke des Blattes ein kleines, nur den Eingeweihten verständliches Zeichen, das man sonst für einen einfachen Federschnitt hätte halten können: eine garte Linie mit zwei Punkten am Anfang und am Ende derselben. Die Zeichen bedeuteten, daß Herr Angelo Rocera Mitglied der neapolitanischen Kamorra war, eine Gemeinschaft, deren Hauptzweck auf eine gegenseitige Unterstützung bei allen geschäftlichen Unternehmungen, zumal aber bei denen, die das Licht des Tages zu scheuen hatten, hinausging. Man brauchte von der Zugehörigkeit des Volksanwalts zu einer immerhin recht gefährlichen Clique übrigens nicht auf seinen Charakter zu schließen, denn zu der besagten Kamorra

zählten im geheimen auch sehr angesehene Männer Neapels, Leute, die sich in der Handelswelt, wie in der Gesellschaft des besten Rufes erfreuten, die es aber für nützlich hielten, alljährlich ihren Beitrag in die Kamorralasse zu zahlen, um von den weniger mit Glücksgütern begünstigten Mitgliedern dieser eigenthümlichen Gemeinschaft, gegen die alle politischen Verfolgungen nichts ausrichten konnten, unbeschädigt zu bleiben.

Daß Rocera viel Geld verdiente, war kaum anzunehmen, denn er lebte auf recht bescheidenem Fuße. Seine Wohnung — Rocera war nicht verheiratet — bestand nur aus drei Zimmern, von denen das größte ein „Bureau“ darstellte; im zweiten Gemache schlief er, das dritte aber hatte er vermietet und zwar an einen alten Herrn mit stolz klingendem Namen, an den Marquis Alessandro Carpa di Ventiventi-Rappoldi.

War schon der Doktor Rocera ein Original, so war es der Marquis in noch viel höherem Maße. Er kamme aus einem uralten italienischen Geschlechte, das aber im Laufe der Jahrhunderte verarmt war, so daß dem letzten dieser stolzen Familie in der That nichts übrig blieb, als sein prunkhaftes Wappenschild.

Rocera hatte dem Marquis in einem verwickelten Prozeß einmal mit Rath und That zur Seite gestanden und war auf diese Weise mit ihm bekannt geworden. Der Prozeß ging zwar verloren, da der Volksanwalt aber glaubte, den alten Herrn seines klingenden Namens wegen gelegentlich gebrauchen zu können, so bot er ihm an, gegen ein Spottgeld bei ihm Quartier zu nehmen.

Das kam Ventiventi sehr gelegen; der arme Edelmann verfügte selten über mehr als über einige Lire, die er sich ganz im geheimen — denn er hielt jede Art Arbeit um des Erwerbes willen für eines Aristokraten nicht würdig — durch Kopieren von Altentwürfen und dergleichen zu verdienen pflegte.

Der Volksanwalt wurde durch die Nachbarschaft des alten Herrn übrigens wenig belästigt. Ventiventi kam selten aus seinem Bau heraus, er hauste dort wie ein Einsiedler. Seine einzigen Schätze waren einige alte Chroniken und ein Haufen vergilbter Manuskripte, Urkunden und Wappentafeln von großem kulturhistorischem und heraldischem Werthe, und seine einzige Freude war es, in diesen verstaubten Dokumenten nach dem Ursprung und der Verweigung des Geschlechtes, das mit ihm zu Grabe getragen werden sollte, zu forschen. Er verließ sein Zimmer nur, um sich selbst sein tägliches Mittagmahl zu besorgen, das er dann eigenhändig über einer kleinen Spiritusmaschine zubereitete.

Signor Rocera hatte am heutigen Tage schon in aller Frühe Besuch erhalten. Er saß in seinem Bureau, einem unbequamen artem Gemache, dessen Wände mit Altentwürfen förmlich tapeziert zu sein schienen, und ihm gegenüber sein Gast.

Der Volksanwalt war ein Mann im Anfang der Vierziger, klein und schmächtig, fast mager; das einzige Bedeutende an ihm schien der ausdrucksvolle Kopf. Es machte den Eindruck, als habe die Natur diesen gewaltigen Kopf nur infolge eines Irrthums auf den gebrechlichen Körper gesetzt.

Ungleich weniger Interesse als der Doktor vermochte sein Gegenüber zu erwecken. Es war dies ein im Gegensatz zu Rocera, der seinen äußeren Menschen aus zu vernachlässigen pflegte, höchst elegant gekleideter Herr mit dunklem Badenbarte und einem Monotel im Auge. Sein Antlitz zeigte verlebte, doch nicht geistlose Züge; in diesem Augenblicke, da er sich mit dem Advokaten in angeregter Unterhaltung befand, sprach aus dem sonst meist müde verklärten Blick sogar eine gewisse Anteligenz.

„Nicht einmal, Rocera“, sagte er und ließ die in einem hellgelben Handschuh stekende Rechte auf den Tisch fallen, „ich wiederhole Ihnen: Sie erfahren keine Silbe mehr von mir, wenn Sie die Rolle von Molieres Geizhals mir gegenüber weiter spielen wollen. Zum Teufel! Ich hebe und quäle mich ab für Sie, riskire jeden Augenblick, daß mir die ganze infame Bande auf den Hals kommt, und Sie sperren und jieren sich wegen jedes Hundertstückerchens! Glauben Sie denn, ich erhalte meine Nachrichten umsonst? Gerade in der letzten Angelegenheit habe ich gehörig bluten müssen, und wenn mir der Sekretär Laczarowski nicht zufällig gut bekannt wäre, dann hätte ich wahrscheinlich noch größere Summen opfern müssen, um zum Ziele zu kommen.“

„Keine Namen, Saccone, wie oft soll ich Sie daran erinnern“, fiel Rocera mißbilligend ein. „Sie sind von einer unerantwortlichen Sorglosigkeit. Ich bin kein Knirder, das wissen Sie selbst am besten. Aber Sie, lieber Freund, sind ein Verschwenker. Doch lassen wir das! Sie haben jetzt Ihre Strafpredigt, nun sollen Sie auch die fünfshundert Frank erhalten. Aber dann reinen Wein, Saccone!“

Rocera erhob sich, schritt an seinen Geldschrank und lehrte mit einem Päckchen Banknoten zurück, die er vor dem anderen niederlegte.

Mit hochstammigen Lächeln nahm Saccone die Scheine in Empfang, prüfte jeden derselben sorgfältig, indem er ihn gegen das Licht hielt, und steckte dann die ganze Summe in seine Brieftasche.

„Gold wäre mir lieber gewesen“, meinte er, den glänzenden Badenbart streichend; „es laufen so viele falsche Papiere um, daß man immer ein wenig auf der Hut sein muß.“

„Was von mir kommt, Eheversteher, können Sie beruhigt nehmen“, gab Rocera zurück. „Wollen Sie jetzt die Gemogenheit haben, mir das Resultat Ihrer näheren Erkundigungen mitzutheilen?“

„Die Sache verhält sich in der That so, wie ich vermuthet habe“, fuhr Saccone fort. „Laczarowski will die Erbschaft an sich reißen — das heißt, er giebt vor, sie zu Gunsten des Bundes verwenden zu wollen, was genau dasselbe sagt. Wie Gerardi mir schreibt — Teufel, ich wollte ja Ihren Namen nennen! — hat er ein erblich-fanatistisches Mitglied der Genf-Section, einen Deutschen, beauftragt, nach Kingston zu reisen und sich dort mit unserem Freunde auseinanderzusetzen.“

„Der gute Mann dürfte es spät kommen“, fiel Rocera ein; „Lupo hat unser Telegramm schon vor drei Wochen erhalten und kann mit dem nächsten Rubattino — Dampfer hier eintreffen. Der Mann ist arm, und die Aussicht auf eine reiche Erbschaft verzerzt man sich nicht so leicht. Allerdings beunruhigt es mich einigermaßen, daß Lupo meinem Ersuchen, mir umgehend zurückzutelegraphiren, wann ich ihn hier erwarten kann, nicht Folge gegeben hat; aber keine Antwort ist unter gewissen Umständen ja auch eine Antwort. Das eine steht jedenfalls fest: nimmt er das gefandte Reisegeld und damit den ihm von mir gewährten Vorschuh an, so ist er verpflichtet, mir seine ganze Angelegenheit in die Hände zu geben und — das übrige wird sich dann schon finden!“

„Das glaube ich auch“, lachte Saccone. Er hatte ein kleines Etui aus Zulufließer aus der Tasche gezogen und begann sich eine Cigarette zu wickeln. „Die Sache könnte ein ganz hübsches Sümmchen abwerfen, selbst wenn sie mit Ehren zu Ende geführt würde“, fuhr er mit seinem gewöhnlichen Lächeln fort. „Wissen Sie, lieber Rocera, daß ich das alte Leben manchmal recht herzlich satt bekomme? Die beständigen Aufregungen, unter denen ich zu leiden habe, haben eine nervöse Ver Stimmung in mir geweckt, die mir recht schwere Tage bereitet.“

Saccone feuerte affektirt auf und schaute mit schmerzlichem Augenaufschlag den ätternen Rauchringen seiner Cigarette nach.

„Sie Bedauernswerther“, entgegnete Rocera ironisch. „Sie verdienen wirklich aufrichtiges Mitleid. Das eine verstehe ich aber doch nicht: daß Sie nämlich trotz Ihres überaus zarten Nervensystems noch immer Gefallen daran finden, sich an der aufregenden Politik Ihrer Gefinnungsgegnossen zu betheiligen.“

„Gefinnungsgegnossen? Lieber Rocera, zwischen mir und jenen braven Mitmenschen, die im Dynamit und Nitroglycerin die Lösung der ewig unlöslichen sozialen Frage sehen, liegt eine tiefe Kluft. Ich gehöre jenen Leuten nur körperlich, nicht geistig an, denn ich liebe die ruhige Ordnung. Als ich der tollen Gesellschaft, die sich „Italia irredenta“ nennt, beitrug, folgte ich eigentlich nur einem gewissen äußeren Zwange. Ich war zeitig nämlich mittellos, die Mitglieder eines politischen Geheimbundes sind aber wenigstens vor dem Verhungern geschützt!“

„Und können sich nöthigenfalls von Auktern und Rabiatern nähren“, bemerkte Rocera spöttlich. „Aber nun etwas Wichtigeres. Haben Sie Näheres über die Tochter unseres gemeinschaftlichen Freundes, des Marquis, in Erfahrung gebracht?“

„Nur Unwesentliches. Laczarowski bemerkt sie und ihre Geliebte mit eifersüchtigem Auge. Das ist aber kein Wunder, denn Madame Bulstoff soll eben so schön als reich sein.“

„Das letztere interessiert mich am meisten, aber ich gerneriere mir leider vergeblich den Kopf, auf welche Weise man die Geliebte der Madame Bulstoff erleichtern könnte.“

Saccone piffte durch die Zähne. „Auch ich habe diese Idee längst erwogen“, entgegnete er; „so lange jedoch Laczarowski eine unumschränkte Gewalt über die Bulstoffs ausübt, ist eine Annäherung an sie unmöglich.“

„Nimmer und immer wieder dieser Laczarowski“, brummte der Volksanwalt ärgerlich. „Wissen Sie etwas über seine Vergangenheit?“

„Nur wenig, doch auch für mich giebt es Geheimnisse, die ich wahren muß. Warum aber — um auf unser Thema zurückzukommen — beutelt denn der Alte da drinnen sein reiches Töchterchen nicht gehörig aus?“ Die Hand des Sprechenden wies dabei nach der Thüre des Nebengemaches.

„Weil ihn die fixe Idee beherrscht, daß vertriebe sich nicht mit seinem Standesbewußtsein. Ventiventi ist ein Exnarren. Seit seine schöne Clelia dem russischen Millionär ihre Hand gerichtet, existirt sie nicht mehr für ihn. Er hungert lieber, als daß er eine Unterstützung von seiner Tochter annimmt. Und dabei besteht das ganze Verbrechen dieses armen Weibes darin, daß sie mit einem Bürgerlichen vor den Altar getreten ist!“

Saccone ließ den Blick lauernd über den Anwalt schweifen. „Sollte das wirklich die einzige Schuld sein, die auf ihren schönen Schultern ruht?“ fragte er mit Betonung. „Am übrigen ist der glückliche verlorbene Bulstoffs meines Wissens ein Scheusal erster Ordnung gewesen. Sagen Sie, Rocera, kann man denn den alten



Rechtsanwalt: Wir werden den Prozeß sicher gewinnen, wenn der Hias nicht schadet.
Bauer: Na, na, Herr Rechtsanwalt! Wegen einer solchen Kleinigkeit schwört der net falsch!

Marquis nicht einmal von Angesicht zu Angesicht schauen? Wir haben so oft und viel von ihm und über ihn gesprochen, daß ich wirklich neugierig geworden bin, dies seltsame Original kennen zu lernen.“

Rocera erhob sich lachend. „Ich will versuchen, in meine Diogenestonne einzudringen“, sagte er und klopfte an die zum Nebenzimmer führende Thüre. „Wer ist da?“ rief eine fein und merkwürdig zart klingende Stimme zurück.

„Darf ich eintreten, Herr Marquis?“ fragte der Advokat.
„Einen Augenblick, lieber Doktor“, tönte die Stimme aus dem Nebengemache von neuem, „ich bin noch nicht ganz in Toilette.“

„Schadet nichts, bester Marquis! Wir wollen Sie auch nicht lange stören“, ich möchte Sie nur gern mit einem Freunde bekannt machen, der sich gleich Ihnen lebhaft für die Geschichte der alten Landesfamilien interessiert.“

Ein Kiesel klirrte und die Thür öffnete sich.
Am Rahmen derselben verbeugte sich mit keif würdevoller Grandezza eine seltsame Erscheinung: ein kleines schmächtiges Männchen mit schlöttern Gliedern und einem spitzen, feingekrümmten Vogelgesicht. Sein Kopf war ganz haarlos, nur im Nacken traukelten sich noch wenige schneeweiße Locken. Die haereren Wangen zeigten eine so rothige Blüthe, daß man dieselbe unmöglich für echt halten konnte; erst aber war das lebendige Feuer, das fast noch jugendfrisch aus den dunklen, tief in ihren Höhlen liegenden Augen blühte. Der kleine Schnurrbart, der sich über den dünnen und scharfen Lippen in die Höhe wölbte, war schwarz gefärbt und eben so die zierliche Mousche am Kinn.

„Bitte, meine Herren“, sagte Ventiventi und machte mit der Rechten, in der er ein ausgewaschenes rothseidendes Taschentuch schwenkte, eine einladende Bewegung in sein Zimmer, „treten Sie ein. Sie finden es noch nicht ganz ordentlich bei mir; ich war soeben mit der Prüfung alter Materialien zur Geschichte einer Seitenlinie des Hauses Rappoldi beschäftigt, aber ich denke, Sie werden mir verzeihen, die sauber wolkende Hand der Frau fehlt mir nun doch einmal!“

Während der Marquis sich eifrig bemühte, zwei wacklige Stühle herbeizuschleppen, deren Rohrgesicht zudem bedenkliche Spuren der Abnutzung aufwies, stellte der Volksanwalt dem alten Herrn seinen Begleiter als einen „Grafen Saccone“ vor.

Ventiventi hob bei Nennung dieses Namens etwas erstaunt den linken Kopf. „Graf Saccone — Saccone“, sagte er nachdenklich, „merkwürdig, daß ich das Geschlecht gar nicht kenne, und ich bin doch sonst ziemlich bewandert in der Genealogie unserer adeligen Häuser! Woher stammt Ihre Familie, wenn ich fragen darf, Herr Graf?“

Saccone überlegte einen Augenblick — sein Adel hatte in Wahrheit denselben Ursprung wie der Doktor: seines Freundes Rocera — und antwortete dann mit unverschämter Sicherheit: „Aus dem Lombardischen, Herr Marquis. Der Chronik nach datirt die Ritterwürde unserer Familie seit 1183, während ein Federico Portatus Saccone erst 1577 vom Herzog von Padua in den Grafenstand erhoben wurde. Also junger Adel — beim ehrwürdigen Alter Ihres Geschlechtes gegenüber!“

Ventiventi lächelte geschmeichelt. „Ich bitte Sie“, lehnte er ab, „ich bin zwar stolz darauf, daß meine Vorfahren bereits in den Kämpfen gegen Belisar genannt werden, aber ist's nicht im Grunde ein lächerlicher Stolz? Mit mir erlischt das Geschlecht seit 1183, während ein Federico Portatus Saccone erst 1577 vom Herzog von Padua in den Grafenstand erhoben wurde. Also junger Adel — beim ehrwürdigen Alter Ihres Geschlechtes gegenüber!“

Ventiventi lächelte geschmeichelt. „Ich bitte Sie“, lehnte er ab, „ich bin zwar stolz darauf, daß meine Vorfahren bereits in den Kämpfen gegen Belisar genannt werden, aber ist's nicht im Grunde ein lächerlicher Stolz? Mit mir erlischt das Geschlecht seit 1183, während ein Federico Portatus Saccone erst 1577 vom Herzog von Padua in den Grafenstand erhoben wurde. Also junger Adel — beim ehrwürdigen Alter Ihres Geschlechtes gegenüber!“

Ventiventi lächelte geschmeichelt. „Ich bitte Sie“, lehnte er ab, „ich bin zwar stolz darauf, daß meine Vorfahren bereits in den Kämpfen gegen Belisar genannt werden, aber ist's nicht im Grunde ein lächerlicher Stolz? Mit mir erlischt das Geschlecht seit 1183, während ein Federico Portatus Saccone erst 1577 vom Herzog von Padua in den Grafenstand erhoben wurde. Also junger Adel — beim ehrwürdigen Alter Ihres Geschlechtes gegenüber!“

Ventiventi lächelte geschmeichelt. „Ich bitte Sie“, lehnte er ab, „ich bin zwar stolz darauf, daß meine Vorfahren bereits in den Kämpfen gegen Belisar genannt werden, aber ist's nicht im Grunde ein lächerlicher Stolz? Mit mir erlischt das Geschlecht seit 1183, während ein Federico Portatus Saccone erst 1577 vom Herzog von Padua in den Grafenstand erhoben wurde. Also junger Adel — beim ehrwürdigen Alter Ihres Geschlechtes gegenüber!“

Ventiventi lächelte geschmeichelt. „Ich bitte Sie“, lehnte er ab, „ich bin zwar stolz darauf, daß meine Vorfahren bereits in den Kämpfen gegen Belisar genannt werden, aber ist's nicht im Grunde ein lächerlicher Stolz? Mit mir erlischt das Geschlecht seit 1183, während ein Federico Portatus Saccone erst 1577 vom Herzog von Padua in den Grafenstand erhoben wurde. Also junger Adel — beim ehrwürdigen Alter Ihres Geschlechtes gegenüber!“

Ventiventi lächelte geschmeichelt. „Ich bitte Sie“, lehnte er ab, „ich bin zwar stolz darauf, daß meine Vorfahren bereits in den Kämpfen gegen Belisar genannt werden, aber ist's nicht im Grunde ein lächerlicher Stolz? Mit mir erlischt das Geschlecht seit 1183, während ein Federico Portatus Saccone erst 1577 vom Herzog von Padua in den Grafenstand erhoben wurde. Also junger Adel — beim ehrwürdigen Alter Ihres Geschlechtes gegenüber!“

nen sehnt; wie sie danach dürstet, Ihnen die Hand tüssen zu dürfen. Hier, mein Freund, der Graf Saccone, hat Madame Bulstoffs bei einem kurzen Besuch in Genf kennen gelernt und mir von ihr erzählt!“

Saccone verfarbte sich leicht. Er begriff die unvermuthete Taktik Roceras nicht. Aber er war ein Mann, der sich in allen Lagen des Lebens zu beherrschen verstand, und so neigte er auch jetzt zustimmend den Kopf.

„Es ist so, Herr Marquis“, fügte er warmen Tones hinzu, „und ich kann wohl sagen, daß mir nie im Leben eine Dame begegnet ist, an deren Schicksal ich so lebhaften Antheil genommen habe. Madame Bulstoffs verdient Ihre Verzeihung, denn sie leidet bitter unter der Trennung von Ihnen.“

Der Greis hatte das Haupt gesenkt, und selbst unter der Schminke auf seinen Wangen sah man, wie faß seine Gesichtsfarbe geworden war.

„Ich danke Ihnen, meine Herren“, sagte er gepreßt und tonlos; „ich erkenne Ihre Güte und Liebeshwürdigkeit vollan an, aber meiner Ehre bin ich es schuldig, sie abzulehnen. Ich habe keine Tochter mehr, sonst — meine Stimme stockte einen Moment — „sonst würde ich mich wohl bei Ihnen, Graf Saccone, nach dem Ergehen meines Kindes erkundigen...“

Rocera und Saccone schwiegen — auch in diesen Vertommenen begann sich ein Gefühl des Verständnisses für den Vaterschmerz des feststammigen Mannes vor ihnen zu rühren. Die Situation war unbequämlich, und namentlich Saccone tam es äußerst erwünscht, daß sein Freund sich nach einigen Absätzen von dem Marquis verabschiedete.

Der alte Herr war sehr herzlich und drückte Saccone warm die Hand, indem er ihn hat, ihn bald wieder zu besuchen, um mit ihm über seine neuen Forschungen auf heraldischem Gebiete zu plaudern.

(Fortsetzung folgt.)

Es wird Roosevelt schwer fallen, in Afrika genügend Eskimos aufzutreiben, die bezeugen, daß er alle die Elefantien, Löwen, Leoparden und das andere Viehzeug auch wirklich erlegt hat.

Einem Feinde verzeihen kann unter Umständen leichter sein als seinem Freunde.

So manches Lebensschifflein kommt erst in den richtigen Kurs, wenn eine Menge Dinge über Bord geworfen werden.

Die Standard Oil Company hat ihre Exportpreise für Petroleum erniedrigt, aber von einer Herabsetzung der Preise für die Inlandkonsumenten ist keine Rede. Wohlthaten sollten doch zu Hause anfangen.

Seine Nächsten wünscht man sich oft am weitesten.

Das Glück ist wie die Morgensonne in einem Studentenzimmer, die meisten — verschlafen es.

Am Schwersten zu übersteigen sind Mauern, die nur in unserer Einbildung vorhanden sind.

Wenn viele beisammen sind, schwatzen sie, zwei reden, der Einflame denkt.

Die spanische Regierung will die Fensur abschaffen. Hat sie auch bedacht, daß sie damit den Siegen in Marokko ein Ende bereitet?

Ein New Yorker Redner erklärte, daß das Alter mit 45 Jahren beginnt. Was wohl Sarah Bernhardt und Adelina Patti dazu zu sagen haben mögen?

Falsche Fünfdollarscheine sollen wieder im Umlauf sein. In der jüngsten Zeit ist aber auch von vielen Leuten über den Mangel an echten Scheinen geklagt worden.

Nichter Magoon, der frühere Gouverneur von Kuba, sagt, er habe sich in Paris gelangweilt. Er hat entweder nicht den richtigen Führer gehabt, oder seine Gattin ist bei ihm gewesen.